Nr. 312. 42. Jahrgang.

Montags-Ausgabe.

Berlin, 23. Juni 1913

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist"

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die große Verpöbelung.

T.W. Die Breslauer Festspielaffäre hat ja eine reiche Fülle von Narrheit und Unehrlichkeit an den Tag gebracht, aber muß man verschweigen, daß der Widerwillen, den sie hervorruft, mit einer leisen Befriedigung sich paart? Gerhart Hauptmann schien seinen wahren und wahrhaftigen Freunden in diesen letzten Jahren von einem etwas zu hohem Respekt vor gesichertem Besitz und allerlei imposanten Gottheiten erfüllt, und nun wird er, wie in seiner frischen Stürmerjugend, unter die Tempelschänder versetzt. Er verkündete die tendenzfreie voraussetzungslose, erhaben über allen Wassern thronende Kunst, entwarf noch in der Bekenntnisrede bei seinem Geburtstagsbankett dieses sympathisch kühle Programm, und er muß nun einsehen, daß in einem Lande, wo das Licht noch nicht von der Finsternis geschieden ist, ein Mann wie er nicht unberührt über den muffigen Wassern schweben kann. Er hat ein Festspiel geschrieben, wo er, jedem ungetrübten Auge sichtbar, seine deutsche Gesinnung zeigt, wo er dem französelnden, schwachseligen Philistertum der Jenatage die erwachte, freiheitsfrohe deutsche Jugend gegenüberstellt und aus dem Schutt des napoleonischen Zäsarenwahngebildes den deutschen Einheitsgedanken emporstreben läßt. Aber weil in diesem Festspiel kein Monarch verhimmelt, was am ehesten missen würde — etwas unzeitgemäß attackiert und neben der äußeren Knechtschaft nicht ganz die innere verfehlen wird, sprechen selbstbewußte Feudalherren, Knopflochpatrioten und ahnungslose Mitläufer dem Dichter das Vaterlandsgefühl und das „deutsche Empfinden" ab. Ja, verdrehter Gerhart Hauptmann, es mag sehr verlockend sein, hoch oben auf umsponnenem Musenhügel die Hirtenflöte zu blasen, fern von allem Parteizank, in einem reinen, anmutvollen Kunstidyll. Aber das wird auf die Dauer doch schwierig, wenn in der Herde die bösartigen Hammel zahlreich sind.

Und dann ist die Maßregel, mit der man zur Erinnerung an einen großen Freiheitskampf die deutsche Dichtkunst zu knechten versucht, doch noch aus einigen anderen Gründen fatal und gut. Sie läßt auch den politisch Abseitsstehenden erkennen, zu welcher Verpöbelung das Treiben nationalistisch alldeutscher Schreier und Schreiber allmählich führt, und sie zeigt, daß diese Propaganda, die eines Tages zu einer Gefahr für den Frieden werden könnte, bereits zu einer Gefahr für die Kultur geworden ist. Alle echten Empfindungen, und auch die leidenschaftlich durchschwitzten Papierkragen und die besorgt besorgten Mienen der Stammtischpatrioten verdienen eine nachsichtige Sympathie, aber jede Sympathie muß aufhören, wenn statt harmloser Heldengesänge ein wüstes Gekreisch von Haß und Scheelsucht sich aus den Patriotenreihen erhebt. Unter dem Einfluß einer zweifelhaften Gesellschaft, die sich überall an die unklar und verschwommen schwärmenden Philister heranzudrängen pflegt und stets auf den Sammelteller hielt, hat sich in den deutschen Gauen ein blöd nichtsnutziges Spießergericht aufgetan — kernige Vereinsbrüder und dreiste Schwätzer verschimpfieren jeden, der nicht auf ihrer Bierbank sitzt, als vaterlandslos, und Individuen, denen beim ernsten Alarm zwiß das Herz in die Hosen glitte, üben in solcher Volkserhetzung einen Mut, der des Trainings dringend bedarf. Der „Fall Hauptmann" hat die Rohheit, den Pöbelinstinkt, die Kulturfeindlichkeit dieses unpatriotischen Gauklerpatriotismus, der den Nationalgedanken zum Budenflitter herabwürdigt, weithin sichtbar gemacht. Kann es sein in einem Lande, wo die Bildung doch nicht nur in den Zeugnissen steht, eindrucksvoll vorübergehen, daß man den Dichter, der in dürrer und dürftiger Zeit dem deutschen Schrifttum neue Ehrung schuf, aus der Gemeinschaft der wahren Deutschen hinauszuweisen wagt? „Pfui, diese Kriecher, Weiber, Philister, dies Gesindel!" schrieb, als die „nationalen" Horden gegen das Heinedenkmal tobten, der konservative, preußische Detlev v. Liliencron an Otto Ernst. Und niemand wütete über „die spezifisch deutsche Borniertheit, die Parteigegensätze ins Gesellschaftliche, Menschliche, ja sogar ins Künstlerische hinüberziehen", mehr als dieser Urpreuße, der — ganz wie der Kronprinz — die Husarenritte verherrlicht hat.

Der schlesische Adel hat das Verbot durchgesetzt, er hat, weil Hauptmanns Stück ein paar in solchem Volksspiel gewiß entbehrliche und leicht zu entfernende Verse gegen den Klerikalismus enthält, sich an die Spitze der buntgemischten Truppe gestellt, die dieses ganze Festspiel für undeutsch erklärt. Man soll die Unanständigkeit der Gegner nicht nachahmen, aber es ist doch eigenartig, gerade diesen schlesischen Adel so deutsch erglüht zu sehen — diese Großmagnaten Schlesiens, von denen ein bekannter Berliner Universitätslehrer gesagt hat, daß unter ihnen nur „zwei bis drei, die es unbedingt mit dem Deutschtum halten", zu finden seien. Und was hat denn dieser schlesische Adel, was hat der Adel in ganz Deutschland in den letzten Jahrzehnten sonst noch für die Kunst getan? Soll man wieder Fontane zitieren, oder Fedor v. Zobeltitz, der aus zürnender Seele fragt: „Wo steckt unser reicher alter Adel, wenn es sich um die Förderung von Kunst, Wissenschaft und Literatur handelt?", oder den stockkonservativen Professor Kurt Breysig, der „nach guten Büchereien auf unseren Gütern" ebenso vergeblich wie „nach Bilderschätzen" gesucht hat und den „Kunstsinn" des Adels „jammervoll" nennt? Aber wir hören, daß diese Leute mit zugeknöpften Taschen, diese Kenner der Rennkalenderliteratur und der alldeutsche Jahrmarktschor triumphieren, ihr Kunstverständnis habe sich diesmal doch bewährt, denn sogar ein paar „liberale" Berliner Kritiker hätten das Festspiel verdammt. Bei aller schuldigen Verehrung für jeden, der auf einem Kritikerstühlchen thront, hat der Zunftfremde wohl auch noch ein Meinungsrecht, und diese Meinung kann lauten, daß in Hauptmanns Festspiel mancherlei Verfehltes, bizarre Reime, mißliche Banalitäten, Hans-Sächsische Holprigkeiten und klassische Reminiszenzen uns stören, daß man daneben aber starke Schönheiten vorbeifluten sieht und den Flügelschlag einer freien Seele spürt. Und sind die Geister, die sich hier verbanden, von ästhetischen Bedenken bewegt und aufgereizt? Nicht mehr als die trüben und vulgären Gehirne der Bilderstürmer von einst.

Vielleicht — und das wäre noch ein schätzbares Resultat — überdenken jetzt liberale Stadtverwaltungen, ob es notwendig ist, jedes Bürgerfest unter das Protektorat eines Prinzen zu stellen. Als der Kronprinz zur Ausstellungsweihe nach Breslau kam, sprach er mit den ernsten Männern, die ihn über die ökonomischen Verhältnisse einer großen Erwerbsstadt und einer wichtigen Provinz hätten unterrichten können, kaum ein Wort, und diese flüchtige Anstandsvisite und das Festspielverbot sind wohl die einzigen Lebensäußerungen seiner Protektorschaft. Es scheint, daß er die Drohung, seine Würde niederzulegen, zuletzt nur widerwillig, nur gedrängt und geschoben ausgesprochen hat, und weit schlimmer als seine vielleicht entschuldbare Mitwirkung an diesem Vorgange ist die Tatsache, daß seit Jahr und Tag der Schwarm der Karnevalspatrioten ihn umringen und umnebeln, ihm schmeichlerisch ein schwungvolles Phrasengewäsch ins Haus schicken, ihn überall wie eine Zukunftshoffnung begrüßen darf. Wenn er den wahren Sinn dieser Huldigungen nicht rechtzeitig erkennt, wird er wider sein zweifellos gutes und ehrliches Wünschen und Wollen dazu beitragen, daß sich die Spaltung im Volke immer weiter vermehrt, denn es ist nicht möglich, daß der schaffende, kulturstolze und aufrechte Teil einer großen Nation die nationale Verketzerung, die liebedienerische Gesinnungskorruption und die Verpöbelung der Sitten und des Geisteslebens ruhig erträgt. Im übrigen muß man daran erinnern, daß es in Breslau schon einmal etwas ganz ähnliches gab — im Jahre 1842, als die unabhängige, freiheitlich gesinnte Stadt den König Friedrich Wilhelm IV. in einer Denkschrift um Bewilligung der seit 1815 versprochenen Reichsstände bat. Diese Denkschrift erregte, wie es in den Kommentaren zu einer — vor den Märztagen erschienenen — Sammlung der königlichen Reden heißt, „den Unwillen des Monarchen in so hohem Grade, daß Er Schlesiens Hauptstadt, wenn auch nicht ganz aus Seinem landesväterlichen Herzen ausschließen, so doch nicht mit derselben Liebe und Huld beglücken zu wollen beabsichtigte, wie die andern treuen Städte Seiner Monarchie", und als Friedrich Wilhelm IV. dann auf einer Reise Breslau berühren mußte, verbat er sich jeden feierlichen Empfang. „Als die Stadt," sagt der Historiker weiter, „von diesem Zeichen der verminderten Liebe Seiner Majestät Kunde erhielt, erfüllte sie ein tiefes Weh," und da sie das Weh nicht ertragen konnte, sandte sie dem König zum Zeichen ihrer Unterwerfung eine Deputation. Friedrich Wilhelm IV. kam nach Breslau und sprach huldvoll zu dem versammelten Magistrat: „Ich bedauere, daß eine finstere Wolke an Unserem Horizonte heraufgezogen war, aber Ich freue mich, daß sie verschwunden ist. Ich kann die politischen Institutionen besser als Sie beurteilen. Ich habe jedoch alles vergessen und vergeben, und hoffe, es wird nicht wieder vorkommen." Man hat nicht das Recht, zwischen dem Knix von damals und einem Entschlusse, der einen Zusammenbruch abwenden sollte, Vergleiche zu ziehen, aber es ist doch hübsch, zu betrachten, wieviel uns aus alten Zeiten verblieben ist. Daß es „nicht wieder vorkommen werde", hat, sechs Jahre vor dem Umschwung, der König in Liebe und Huld gehofft. Manches — nicht gerade das Erbaulichste — kommt in Preußen immer wieder vor.

*

Die Protestkundgebungen gegen die Breslauer Massregel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

r. Breslau, 22. Juni.

Gerhart Hauptmann hat auf das Telegramm des Vorstandes des Goethebundes wie folgt geantwortet:

„Agnetendorf, 21. Juli. Verehrte Herren! Ich danke aufs tiefste für Ihren Beschluß, durch den auch Sie an die Seite des gemaßregelten deutschen Geistes treten. Ich bin glücklich, daß der Versuch, eine selbstverständliche, erdgewachsene Vaterlandsliebe zu verdächtigen, nun doch elementare Zurückweisung findet. Jetzt aber nach Breslau zu kommen, wo mich im Herzen meiner eigensten Heimat der mörderische Stich **feiger, schleichender und scheinheiliger Denunzianten**

Die Gentlemörder.

Von [Nachdruck verboten.]

Friedrich Krantz (Petersburg).

Es war ein ganz gewöhnlicher Raubmord, sozusagen ein Alltagsverbrechen.

Einer — sagen wir: Dame wurde am hellichten Tage in ihrer Wohnung mit einem Beil der schön frisierte Schädel eingeschlagen und ein Ring geraubt. Mehr fiel den Mördern nicht in die Hände. Der übrige Schmuck, darunter ein Paar sehr wertvoller Brillantohrringe, auf die es die Räuber hauptsächlich abgesehen hatten, war irgendwo in Schranke versteckt und zum Suchen fehlte es den Verbrechern an Zeit. Es hatte irgendwo geläutet, jemand war gekommen und hieß, schleunigst Reißaus nehmen.

So mußten sie sich denn mit dem einen Ring begnügen, den sie in der Hast dem noch röchelnden Opfer vom Finger gestreift und noch am selben Tage, zwei Stunden nach der Mordtat, einem Händler für 145 Rubel verkauft hatten. Die Frage des Käufers nach einer Legitimation war vorgesehen: man gab ihm irgendeine fremde Visitenkarte. Das war sehr raffiniert, hatte aber nicht viel genutzt. Der Ring, um den die lebenslustige Frau Marianne Thieme ihr Leben lassen mußte, war zum Verräter geworden.

Drei Wochen nach der Tat waren die Mörder gefaßt. Nicht in einer Kaschemme, nicht in einer Spelunke, wo der Abschaum der Großstadt sein Quartier aufschlägt, sondern auf einem Rittergute in der Nähe von Petersburg, wo man Hasen jagt, wo Wintersport getrieben wird, wo ein Raubmord nichts ist als eine kaum gelesene und schon wieder vergessene Zeitungsnotiz.

Es waren sozusagen Gentlemörder, die diesmal der Polizei in die Hände gefallen waren, zwei junge Leute aus der sogenannten „besten" Gesellschaft, beide Söhne von Exzellenzherren, beide mit einer glänzenden Karriere in Aussicht: Alexander v. Dolmatow im Auswärtigen Amt und der Baron Wladimir v. Geismar von der Reichsbank.

Sie versuchten auch gar nicht zu leugnen; die Beweise waren eben erdrückend. Aber überrascht waren sie, daß man sie doch festkriegt hat. Sie fühlten sich ja so sicher! Wer in aller Welt sollte sich jemals auf den Gedanken verfallen können, daß sie, die smarten Gebemänner, denen das Befehlen so selbstverständlich war wie das Atmen, auch nur das Geringste mit einem ganz gewöhnlichen schmutzigen Raubmorde gemein haben könnten!

Daß das Leben auch den größten Dichter noch immer übertrumpft hat, ist nicht neu. Man hat sich daran gewöhnt und gönnt diesen Ruhm dem großen Kollegen. Aber wenn das Leben den sonderbaren Ehrgeiz verspürt, auch die ganz großen Kolportageromanfabrikanten in den Schatten zu stellen, dann wird es bedenklich. Dann ist etwas faul im Staate Dänemark.

Von dieser symptomatischen Bedeutung ist auch der Hintertreppenroman, den das Leben diesmal gedichtet hatte.

Man kann es kaum fassen, so sinnlos und dumm ist die ganze Geschichte. Aber die beiden Mörder konnten es wohl auch nicht fassen, daß man sie doch gefaßt hatte, und sie verstanden im Augenblick sicherlich auch ihre Welt nicht mehr.

Und doch ist die Geschichte so einfach, — so einfach, wie sie eben nur das Leben dichten kann.

Die jungen Leute brauchten Geld, viel Geld. Und sie hatten es nicht. Wenigstens nicht in dem Maße, wie es es zu einer standesgemäßen Lebensführung nach ihren Begriffen gebraucht haben. Schon als Zöglinge privilegierter Lehranstalten verfügten sie über eine ansehnliche Schuldenlast. Dann wurden sie privilegierte Beamte des Staates. Das verpflichtet. Denn nun war ihnen alles erlaubt, und es war Ehrenpflicht, von dieser Erlaubnis den weitgehendsten Gebrauch zu machen. Junge Diplomaten sind eben keine Philister und la belle Cléo vom „Aquarium" verstand so nette Briefchen zu schreiben. Mit dem ewigen Refrain: „Ich schicke dir tausend Küsse, schicke mir tausend Rubel!" Da war schließlich guter Rat teuer. Aber wozu hatte man denn Beziehungen? Eine kleine Scheckfälschung brachte 9000 Rubel ein. Das half dann wieder über eine kurze Spanne Zeit hinweg. Und vor Entdeckung war man ganz sicher, denn erstens war der Inhaber des betreffenden Schecklontos für längere Zeit verreist, und zweitens stand ja die nachgesuchte Ernennung zum Botschaftsattaché in Wien ganz nahe bevor. Und in einem Botschaftsattaché wird doch kein vernünftiger Mensch einen Scheckfälscher vermuten! Aber bis dahin brauchte man Geld und immer wieder Geld. Und nun tauchte der geniale Plan auf, eine Spritzour nach Wien zu unternehmen, um dort — man kam ja nicht umsonst vom Auswärtigen Amt — die Kenntnis einiger politischen Faktoren — im Börsenspiel auszunutzen. Aber dazu sollte es nicht kommen. Noch ehe man den Weg zur Börse fand, war das mitgenommene Geld im lebenslustigen Wien verjubelt. Worauf der Botschaftsrat Fürst Wolkonski, den man von Petersburg, Rom und Berlin her persönlich kannte, angepumpt und die lustige Fahrt weiter fortgesetzt wurde. Nach dem lustigen Paris. Hier harrte ihrer auch schon la belle Cléo, die treue Petersburger Freundin. Noblesse oblige, und jungen russischen Diplomaten haben Pariser Lieferanten immer noch Kredit gewährt. La belle Cléo bekam eine Wohnung für 4500 Francs Jahresmiete und eine Einrichtung im Werte von 32 000 Francs. Dem Schneider blieb man bloß 6000 Francs schuldig. Dann wurde aber bald den hoffnungsvollen Jünglingen auch in Paris der Boden unter den Füßen zu heiß, und man verschwand nach Berlin. Hier wurde wieder ein Botschaftsrat und der Vizekonsul angepumpt und, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, zog man weiter, heimwärts nach Petersburg.

Die Lage war verzweifelt. Man stand buchstäblich gegenüber dem Nichts. Der in solchen Situationen in ihren Kreisen übliche Ausweg, sich durch eine reiche Heirat zu rangieren, kam für sie nicht in Betracht. Lues von der Schulzeit her, an deren Heilung niemals ernstlich gedacht wurde, ließ alle Hoffnungen nach dieser Richtung hin aussichtslos erscheinen. Natürlich spielte man auch mit Selbstmordgedanken, aber man kam immer wieder zu dem Ergebnis, daß dazu immer noch Zeit genug übrig sein wird. Vorläufig lebte man noch und man brauchte Geld, Geld um jeden Preis.

In dieser Verfassung begegneten sie eines Tages auf dem Newski der eleganten Marianne Thieme, einer nicht mehr jungen, dafür aber um so lebenslustigeren Dame. In ihren Ohren funkeln gewaltige Diamanten. Sie langweilt sich. Ihr Mann ist immer auf Reisen, ihr einziges Kind, ein zwölfjähriger Sohn, in einem Internat untergebracht. Ein kleines Abenteuer ist ihr willkommen. Die eleganten jungen Herren hinter ihr gefallen ihr nicht minder, wie ihnen ihre Diamanten gefallen, die sie gleich mit Kennerblicken auf mindestens 10 000 Mark taxiert haben. Ein Vorwand zu einer Annäherung ist bald gefunden. Ein Tor ist immer willig, wenn eine Törin will. Man gibt sich für angereiste Pariser aus. Ihr Französisch ist ja tadellos. Marianne ist entzückt. Man verabredet ein Wiedersehen am nächsten Abend und schon an diesem Abend ist Dolmatow in ihrer Wohnung und verläßt sie erst am nächsten Morgen um 9 Uhr. Ja, so sind einmal die Pariser!

In dieser ersten Liebesnacht sollte die gute Marianne, wenn sie von Zärtlichkeit ermattet, sanft eingeschlummert war, erwürgt und ihrer faszinierenden Ohrringe beraubt werden. Doch im entscheidenden Moment versagte dem heimtückischen Troubadour der Mut und er kehrte zu dem seiner reisefertig harrenden Genossen mit leeren Händen zurück.